

DIE WUNDERSAME  
VERWANDLUNG  
DES **Arthur**  
**GRIESELGRIMM**

VERA WATZEK

© 2024 Vera Watzek

Illustration und

Umschlaggestaltung: Vera Watzek ([www.verawatzek.com](http://www.verawatzek.com))

Lektorat: Andrea Weil ([www.weil-texte.de](http://www.weil-texte.de))

Korrektorat: Monika Schulze

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at)

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99125-932-9 (Paperback)

978-3-99125-931-2 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Dieses Buch ist in Liebe  
vier Menschen gewidmet.  
Martin.  
Margot.  
Lena.

Und dir, liebe Regina,  
der ersten und großzügigsten  
Leserin meines Lebens.  
Danke, dass du  
die Flamme genährt hast.







# BUCH 1

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.  
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,  
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben  
und wird in den Alleen hin und her  
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

R. M. Rilke



## KAPITEL 1

# Die Märchen anderer Menschen

Niemand sah den Beobachter jemals kommen oder gehen. Den alten Mann mit Zylinder, Spazierstock und weißem Haar, das ihm wie dicke Spinnweben über die Schultern fiel. Man mochte ihn erblicken, wie er auf einer Parkbank saß und die Zeitung las – oder vorgab, es zu tun –, das Gesicht hinter dichtbedruckten Papierbögen verborgen. An anderen Tagen konnte man seine große und magere Gestalt durch die Straßen streifen sehen, scheinbar ziellos und mit gedankenleerem Blick. Manchmal blieb er an einem Fenster stehen, hob wie lauschend den Kopf und nickte dann. Wenn er weiterging, konnte es sein, dass ein leises Lächeln in seinen Augen aufblitzte. Gelegentlich flüsterte er dabei eine Zahl.

„Zweihundertachtundneunzig“, unter dem Fenster eines dreistöckigen Zinshauses. „Zweihundertneunundneunzig“, vor dem Eingang einer Bäckerei. „Dreihundert“, am Zaun des Vorgartens einer Villa.

Nie hatte jemand ihn dabei beobachtet, wie er auf seiner Parkbank Platz nahm oder wieder aufstand, genauso wenig, wie man ihn von irgendwoher um die Ecke kommen oder hinter einer verschwinden sah. Er war einfach da und wieder weg, wie durch ein beiläufiges Fingerschnippen. Nicht, dass die Menschen in der Hast des Alltags darauf geachtet hätten, wer wann woher kam oder ging. Dafür war jeder zu gefangen in seinen Pflichten und Geschäften, dem Arbeitstrott und der rasch zunehmenden Hektik, die der Aufschwung nach dem Krieg mit sich brachte. 1955. Zehn Jahre hatte man bereits Zeit gehabt, das Vergessen zu üben und neuen Lebensmut zu praktizieren. Man existierte wieder, man atmete, lebte und man hatte zu tun. Um sich über verschrobene Spaziergänger zu

wundern, blieb wenig Zeit. Und Arthur Grieselgrimm war trotz seines großen Zylinders, des dunklen Anzugs und des lächerlich vorsintflutlichen Spazierstocks geübt darin, zu einer Gestalt zu werden, die mit ihrer Umgebung so vollständig verschmolz, dass Passanten sie schlicht übersahen. Er blieb immer nur wenige Wochen in einer Stadt, niemals lange genug, um den Menschen die Gelegenheit zu geben, sich an seine Anwesenheit zu gewöhnen. Innerhalb dieser wenigen Wochen wechselte er alle paar Tage das Stadtviertel.

Wenn er schließlich endgültig in Richtung eines anderen Ortes abreiste, marschierte er mit klopfendem Stock und braunem Lederkoffer zum nächstgelegenen Bahnhof, kaufte sich ein Ticket zweiter Klasse an ein Ziel, das der Zufall bestimmte, und verschwand. Aus dem Leben von Menschen, die er nie gekannt hatte, aus dem bunten Flickenteppich einer Stadt, von der er nie Teil gewesen war. Nirgendwo blieben Freunde oder Bekannte zurück, die seine Abwesenheit als Lücke hätten spüren können. Nein, er war kein Mensch, der Leere hinterließ. Er füllte die Leere. Arthur Grieselgrimm lenkte Lebenswege um. Er wendete Schicksale.

Da war der junge Mann, der bei jedem Wetter als Zeitungsträger schuftete, um Schulden zu begleichen, die nicht seine eigenen waren. Begabt, klug und arm, sammelte er jeden Groschen, den er entbehren konnte, in einer Büchse unter dem Bett und hoffte, sich eines Tages eine Ausbildung leisten zu können, die für jemanden seines Standes unerschwinglich war. An einem Frühlingmorgen erwachte dieser Junge mit dem seltsamen Gefühl, sein Geschick habe sich gewandelt. Selbstverständlich konnte er die unsichtbare Signatur des Zaubers nicht sehen, die ihn als Netz aus geheimnisvollen Informationen umgab. Genauso wenig, wie er sich an den magischen Traum erinnerte, in dem er alle Schritte, die er heute tun musste, klar vor Augen gesehen hatte. So blieb ihm nur sprachloses Staunen, als er an diesem Tag von einem Ereignis ins nächste stolperte, absichtslos mit Menschen zusammentraf, die ihm unter die Arme griffen, die ihn an Zufallsbekanntschaften verwiesen ... und er abends plötzlich mit beglichenen Schulden und einem Stipendium in der Tasche dastand.

Hätte man ihm die Fotografie des Herrn mit Hut und Stock gezeigt, der während der vergangenen sieben Tage jeden Morgen eine Stunde lang an der Straßenbahnstation gegenüber seiner Wohnung

gestanden hatte, dann hätte er geschworen, ihn noch nie gesehen zu haben.

Dann gab es den Mann, der niemals lächelte. Der Krieg hatte ihm zuerst die Verlobte und mit ihr das Lächeln genommen, und der Friede hatte ihm weder das eine noch das andere zurückgeben können. Er bemerkte weder den Lauf der Jahreszeiten noch die Farben der Blüten vor dem Fenster. Auch nicht die Bemühungen seiner Freunde, die ihm zurück ins Leben helfen wollten. Und am allerwenigsten die geduldige Zuneigung der Frau, bei der er jede Woche die Bücher auslieh, in denen er Vergessen suchte. Als der Mann eines Morgens aus einem Traum erwachte, den er nicht mehr recht fassen konnte, kam ihm der seltsame Gedanke, ein grauer Vorhang sei weggezogen worden, der bislang die Welt verdeckt hatte. Er ging vor die Tür, stellte fest, dass es Frühsommer war und der Flieder einen üppigen Duft verströmte. Und als er seine Bücher zurückbrachte, sah er in ein Gesicht, von dem er meinte, dass es ihm eigentlich schon vor vielen Monaten hätte auffallen müssen.

Den Kunden mit dem langen, weißen Haar, der in einer Ecke der Bücherei drei Wochen lang das gleiche Regal inspiziert hatte, ausgerechnet immer dann, wenn er sich selbst gerade dort aufhielt, hatte er nicht bemerkt.

Da war außerdem die Forscherin, deren Arbeit von ihren männlichen Kollegen zum Gespött gemacht wurde. Eine Frau hatte sich nicht als Dozentin an der Universität breitzumachen, beschlossen diese Herren, und verfassten einen offenen Brief, der in der Universitätszeitschrift abgedruckt werden sollte. Unter anderem würde das Schreiben die Unzulänglichkeit des weiblichen Verstands erörtern und besagter Frau eine Affäre mit ihrem Professor andichten. Von solchen Skandalen, auch wenn sie sich später als unwahr herausstellten, haftete dem Ruf eines Menschen für immer ein Schmutzfleck an.

Niemand konnte sich nach Erscheinen der Ausgabe erklären, wie jemand den Wortlaut so ungeschickt hatte umstellen können, dass aus der beabsichtigten Verleumdung ein Loblied auf die wissenschaftlichen Leistungen ihrer Kollegin geworden war. Sie stritten noch immer darüber, wer das verschuldet hatte, während sie bereits die Stelle einer Professorin antrat.

Es waren viele Schicksale. Große und kleine. Bemerkenswerte und

einfache. Sie alle waren Nummern auf seiner Liste. Arthur Grieselgrimm war die unsichtbare Randfigur in den Märchen anderer Menschen.

Wenn alljährlich der Herbstwind mit diebischen Böen durch die Straßen fegte, den Zeitungsverkäufern die Titelblätter entriss und unvorsichtige Spaziergänger um ein Taschentuch oder einen Hut erleichterte, war manchmal auch ein lose zusammengefaltetes Blatt Papier dabei. Es trug Grieselgrimm's dünne Handschrift und zahlreiche Tintenkleckse.

*Neun in Wien,  
Elf in Paris,  
Sieben in London,  
Vier in Bonn,  
Achtzehn in Venedig,  
Drei in Rom,  
Acht in Florenz,  
Vier in Sevilla ...*

Eine lange Auflistung kleinerer Gemeinden und Dörfer setzte die Reihe der großen Städte fort. Zahlen und Ortsbezeichnungen variierten von Jahr zu Jahr, aber der Satz, der zum Abschluss darunter geschrieben stand, änderte sich nie:

*Bis meine Schuld beglichen ist oder der Tod mich davon befreit.*

Alle paar Monate kehrte Arthur Grieselgrimm nach Hause zurück, in die winzigen Dachkammern von Zinshaus Nummer 3, Hahnenkopfgasse, Jedersheim. Es war ein vierstöckiges Gebäude aus dem 19. Jahrhundert, mit hübschen Stuckverzierungen rund um die Fenster. Obwohl die Fassade längst zu fahlem Grau verblasst war, haftete ihm noch der Schatten von großbürgerlichem Wohnstolz an. Heute beherbergte es Mietwohnungen.

Mit den anderen Mietern hatte Grieselgrimm kaum jemals zu tun. Einen Halbstock oberhalb des offiziell letzten Geschosses hauste er für einen geringen Betrag in zwei winzigen Dachbodenzimmern. Früher hatten hier oben Dienstboten die Wäsche ihrer Herrschaften zum Trocknen aufgehängt, jetzt war es sein Zufluchtsort, hoch über der Wirrnis menschlicher Mühsal. Die

vergessenen Winkel hinter krummen Gauben und unter Dachschrägen waren es, wo er sich zu Hause fühlte, dem Land der Schornsteine, Firste und Wetterhähne näher als der Welt der Menschen. Den stillen Mauern war das Gurren der Tauben vor den Fensterluken vertrauter als der Klang gesprochener Worte, der Wind auf den Dachziegeln gehörte so gut wie zum Inventar. Und die Zeit... nun, Zeit war hier oben bestenfalls ein Gerücht mit sehr zweifelhaftem Wahrheitsgehalt.

Ein überdimensionierter Eisenschlüssel, der ebenso gut zu einem Kirchentor hätte passen können, sperrte das Schloss der alten Holztür, die in Grieselgrimm's Refugium führte. Drinnen gab es wurmzerfressene Holzdielen, niedrige Dachsparren, an denen man sich hervorragend den Kopf stoßen konnte, und bleiche Wände, von denen der Kalk bröckelte.

Das vordere Zimmer diente Arthur Grieselgrimm als Schreib- und Wohnkammer. Die Fensterluke in der Dachschräge war gerade groß genug, um ein paar vereinzelte Lichtstrahlen hereinzulassen. Sie fielen auf einen Eichenholzschreibtisch, den Grieselgrimm gewissenhaft an der einzig hellen Stelle im Zimmer platziert hatte. Ein kleiner Blechofen, der den Eindruck erweckte, jeden Augenblick in sich zusammenzustürzen, kauerte in einer Ecke. Sein verbeultes Ofenrohr verschwand in einem Kaminschacht aus nackten Ziegelsteinen. Davon abgesehen besaß Arthur Grieselgrimm ein schmales – und folglich überquellendes – Bücherregal, einen quietschenden Kleiderschrank, eine Pendeluhr und, passend zu seinem Schreibtisch, eine massive Eichenholzkommode. Damit war die Kammer so vollgepfert, dass er den freien Raum in der Mitte mit drei Schritten durchmessen konnte.

Wenn Grieselgrimm nach vielen Monaten hierher zurückkehrte, zog er den Zauberstab aus dem Innenfutter seines Jacketts und verstaute ihn in der zugehörigen Schatulle. Dann schlurfte er hinüber in seine Schlafkammer, die noch winziger als die Schreibkammer war, und versuchte, zu rasten. Einmal an nichts zu denken. Zu schlafen, ohne zu träumen. Keine Träume, das war wichtig. Wenn er merkte, dass er kurz davor war, einzuschlummern, murmelte er einen Zauberspruch, der alle Träume aus seinem Geist verbannte. Zu oft hatte er nachts hinter geschlossenen Augenlidern auf seine aschebedeckten Hände hinabgestarrt, den Brandgeruch eines wütenden Feuers in der Nase und die Schreie verzweifelter Menschen

in den Ohren. Nein, keine Träume für den Traumgeber. Vielleicht durfte er auf besseren Schlaf hoffen, wenn er seine Schuld eines Tages abgegolten hatte, aber bis dahin musste er sich auf magische Weise behelfen. Er stand jetzt bei dreihundertneunundneunzig Schicksalen. Fehlten immer noch zwölftausendsechshunderteins. Beim Gedanken an diese Zahl nicht in Verzweiflung zu versinken, kostete Anstrengung, aber noch glaubte er an den Erfolg seines Vorhabens. Und an seine Freiheit. Schließlich hatte er alle Zeit der Welt.

Nun kann Zeit allerdings ein sehr hartnäckiger Gegner sein. Grieselgrimm's Anzug wurde erst abgetragen, dann schäbig, die Metallspitze am Fuß seines Spazierstocks wetzte sich ab und musste nach jedem durchwanderten Jahrzehnt erneuert werden. Nur der Mensch selbst war gegen jeden äußeren Wandel immun, er glich stets seinem Selbst von gestern. Zumindest beinahe. Seine Augen verloren Tag für Tag ein bisschen von ihrem wachen Leuchten, das Lächeln kam ihm mit der Zeit nur noch schwer über die Lippen, und um seine Mundwinkel legte sich ein harter Zug. Das war alles. Man schrieb die Siebziger, die Achtziger, die Neunziger, schon raste die Welt über die Jahrtausendwende hinweg und einer unbestimmbaren Zukunft entgegen. Da erst hielt Grieselgrimm inne und blickte auf die verflossenen Jahrzehnte zurück.

„Das Jahr Zweitausend“, murmelte er. Es klang utopisch. Selbst für einen Zauberer. Arthur Grieselgrimm fühlte sich alt. Vor allem fühlte er sich unendlich müde. Und er begann zu begreifen, dass er immer noch gleich schuldig war wie vor einem halben Jahrhundert, dass alle Zeit der Welt nach einer ziemlich zermürenden Lebensspanne klang und ihm allmählich der Atem ausging.

Vielleicht, überlegte er, war eine längere Pause angebracht. Ein paar Jahre der Ruhe in seiner kleinen Dachkammer von Hahnenkopfgasse Nr. 3. Ja, er würde für eine Weile verschwinden und die Erde sich weiterdrehen lassen. Nur ein wenig.

Und dann zog ein ganzes Jahrzehnt vor den Fenstern in der Dachschräge vorbei. Ein weiteres brach an. Arthur Grieselgrimm rührte den Zauberstab nicht an. Der ruhte in seiner Schatulle in der untersten Schublade der massiven Eichenholzkommode und verströmte die unsichtbaren Signaturen einer Macht, die niemand mehr benutzte. Hier und da war Grieselgrimm zwar versucht, ihn in die Hand zu nehmen, aber er kämpfte gegen den Drang an. Er

wusste nicht, ob er den Traumgeberstab bei einer erneuten Berührung lieben oder so sehr hassen würde, dass er ihn entzweibrach. Lieber lebte er ohne ihn. Ohne Erinnerungen. Ohne Magie.

Er wusste nicht, dass ein hungriges Bewusstsein sich in diesem Augenblick nach ihm verzehrte, dass die Gedanken eines anderen Menschen auf ihn ausgerichtet waren und ihm folgten wie ein Schatten. Jemand murmelte seit bald siebzig Jahren im Schlaf seinen Namen. Und sooft das undeutliche Wort „Arthur“ über die Lippen des Schlummernden kam, zuckten diesem dabei die Hände, als verlangten sie nach einer Gurgel, um die sie sich schließen konnten.

## KAPITEL 2

# Der Preis für den Tod eines Teufels

Als Melchior Constantini am 12. Februar 2015 das Messer aus seiner Brust zog und mit einem Schrei erwachte, hatte es in dem alten Weinkeller exakt elf Grad Celsius. Die Temperatur pflegte unter der Erde das ganze Jahr über konstant zu bleiben. Jetzt aber breitete sich eine rauschende Druckwelle von dem Erwachenden aus und Hitze leckte über die gewölbten Steinmauern. Die alten Leuchter aus Gusseisen schaukelten an ihren Ketten und die Kerzen flammten auf. Sie hatten die vertrauten Signaturen von Magie gespürt und darauf reagiert. Mit lautem Knistern brannte die Staubschicht von Wachs und Dochten ab, jedes Staubkorn ein kleiner Knall, und für einen Augenblick war das Gewölbe erfüllt von spritzenden Glutpartikeln, die im Flug erloschen. Dann kehrte Ruhe ein und die Kerzen hüllten den Raum in Dämmerlicht. Melchior Constantinis Schrei war verhallt, nur sein keuchender Atem störte die Stille zwischen den unterirdischen Mauern.

Melchior ließ das Klappmesser aus seiner schlaffen Hand gleiten. Er fasste träge unter sein Hemd und wischte über die Stelle auf seiner Brust, wo die Klinge gesteckt hatte. Keine Wunde, kein Blut, kein Anzeichen von Verletzung. Mit einem Ruck hievte er seinen Oberkörper in die Höhe und grub die Finger in den roten Samtteppich unter sich. Er kämpfte gegen die Schwerkraft an, schnaufte, fluchte, rasselte sich Stück für Stück hoch. Schweiß lief ihm in salzigen Rinnsalen übers Gesicht, den Hals und Nacken hinab. Er zitterte vor Anstrengung, als er endlich aufrecht stand. Einer seiner Lederstiefel drohte die Sohle zu verlieren und brachte ihn zum Straucheln, sobald er die ersten Schritte wagte. Er bückte sich vorsichtig und zog den kaputten Schuh vom Fuß. Verlor das

Gleichgewicht. Fing sich mit einer Hand an der nackten Steinwand ab.

„Arthur“, flüsterte er. Der Name war wie ein Gebet, das ihm seine fünf Sinne vollständig zurückbrachte. Für eine Weile stand er still und schaute umher, suchte nach Anzeichen einer Realität, die er wiedererkennen konnte. Es war derselbe Raum, in dem er die Augen geschlossen hatte. Derselbe Arbeitstisch unter dem zentralen Gewölbe, vollgeräumt mit Fläschchen, zwei Messingwaagen und dazugehörigen Gewichten, Sezierbesteck, Zirkeln, Winkelmessern, Büchern in Ledereinbänden, Sternenkarten, zahlreichen Schatteln und Dosen. Alles lag da, als sei es vor Kurzem zuletzt gebraucht worden, und Melchior hätte schwören mögen, dass es so war. Wäre da nicht der Staub gewesen, der sämtliche Gegenstände mit einem bleichen Schleier bedeckte. Auch der rote Samtteppich hatte seine Leuchtkraft an eine grauweiße Schicht verloren. Melchior hatte diesen Teppich als behagliches Element in Erinnerung, das dem Keller einen wohnlichen Charakter verliehen hatte. Jetzt starrte die Verwahrlosung aus allen verblichenen Stofffasern. Und nicht nur die Farbkraft, noch etwas Wichtiges fehlte: Ems Leiche war nirgendwo zu sehen.

Melchior wusste sehr genau, wo der alte Kerl zu Boden gegangen war. Direkt zu seinen Füßen, präzise an der Stelle, wo er jetzt stand, an der Mündung des östlichen Nebengewölbes ins Hauptgewölbe. In seinem fieberhaften Schlaf hatte er die Szene immer wieder gesehen. Hier hatte er dem Teufel das Messer bis ans Heft ins Herz getrieben und zugesehen, wie das Licht aus seinen Augen verschwand. Em war mit dem Rücken an der Steinwand hinabgeglitten. Genau hier. Melchior schmeckte sogar die Worte noch auf seinen Lippen, die er beim Führen des Stichts gesprochen hatte: „Hast du geglaubt, ich könnte nicht rückwärts lesen, du Schweinehund? Du willst den Herrn der Hölle spielen? Dann helfe ich dir, dorthin zu gelangen!“

Ein Zittern schüttelte Melchiors Körper. Em war vor seinen Augen gestorben, doch er war nicht da. Ein weiterer seiner magischen Tricks? Im Schatten der Kerzen blinkte etwas Metallisches auf. Er trat näher, hob den Gegenstand auf ... und ließ ihn hastig wieder fallen. Die Tatwaffe. Ein Messer aus echtem Stahl, eine richtige Klinge, die ihre Sache zuverlässig hätte erledigen sollen. Nicht so wie das verfluchte Hexenwerk von Klappmesser, das in seiner

eigenen Brust gesteckt hatte, sondern ein solides Werkzeug für einen soliden Mord. Zumindest hatte er das gedacht. Aber an diesem handfesten und völlig nichtmagischen Messer klebte kein Blut.

„Schön, alter Teufel. Ich kann deinen toten Körper nicht sehen, aber vernichtet habe ich dich doch! Wenn du noch am Leben wärest, dann hättest du mir meines genommen. Aber *voilà!* Ich bin noch da!“, murmelte er.

Melchior wandte sich ab und stolperte den kurzen Gang entlang bis zur steinernen Treppenflucht, die ins Haus hinaufführte.

Natürlich, Melchior war stärker, als die meisten Menschen es in dieser Situation fertiggebracht hätten. Ein gewöhnlicher Mensch wäre, sobald er oben aus der Kellertür hinaustrat und sich in einer verfallenen Eingangshalle wiederfand, durch deren zerbrochene Fenster der Wind fegte, in Schockstarre verfallen. Aus dem Gefüge der Zeit herausgestürzt zu sein, ist ein Gefühl, das oftmals mit völligem Realitätsverlust einhergeht. Aber Melchior kannte Realitätsverlust, und er wusste damit umzugehen. Den kaputten Stiefel in der rechten Hand, den linken Fuß nur mit einem Socken bekleidet, schlurfte er in die Halle hinein. Kaltes Winterlicht brach sich an den scharfen Kanten der Glassplitter, die in den Fensterrahmen hingen, während von überall und nirgendwo zugleich das pfeifende Singen eines Luftzugs erklang. Die Halle hatte schon immer eine gewisse Einsamkeit ausgestrahlt, aber zumindest war sie einmal warm und lebendig gewesen. Manchmal hatten die Lehrlinge hier einander getroffen, um sich auszutauschen und über ihre Aufgaben zu diskutieren – wenn Em ihnen erlaubt hatte, wach zu bleiben. Jetzt redete hier nur noch der Wind.

Im Klavierzimmer nebenan setzte sich der Verfall fort. Ein Bein des Instruments war zu morsch geworden, um den Korpus zu tragen, und der gesamte Flügel lag in sich zusammengestürzt auf dem Dielenboden. Melchior entdeckte einen frischen Schneehaufen unter einer Fensterbank, der auf der Wetterseite hereingeweht worden war, das Fenster darüber stand offen und ließ seine demolierten Läden rhythmisch schwingen. Wie ein Blitz flammte eine Erinnerung in ihm auf: Meister Em, wie er das Fenster öffnete, um warme Frühlingluft hereinzulassen. Obwohl Melchior verstand, dass in seinem Zeitempfinden eine große Lücke klaffte, wollte etwas in ihm

felsenfest behaupten, dass dieser Augenblick erst wenige Minuten zurücklag. Melchior hatte dagestanden, die Mordwaffe bereits im Ärmel verborgen, und nur darauf gewartet, dem Meister in den Keller zu folgen. Wie ein Puzzle fügte sich die Vergangenheit wieder zusammen.

Melchior taumelte von Raum zu Raum. Pro behalber versuchte er sich an den Lichtschaltern, bei deren Installation er vor gefühlt fünf oder sechs Jahren zugesehen hatte. Die Frage, wie lange es in Wirklichkeit her sein mochte, pochte unbehaglich in seinem Kopf. Er drehte das kleine Rädchen mehrmals zwischen den Positionen „Ein“ und „Aus“ hin und her, doch die Elektrizität schien dieses Haus ebenso verlassen zu haben wie all seine Lebensgeister.

Einzig der Salon war gut erhalten geblieben, seine Fenster wiesen zwar feine Risse auf, doch sie schienen dichtzuhalten. Im Kamin lag ein vergessener Stapel Brennholz. Der Kronleuchter, die Samtessel, die große Couch und der vergoldete Spiegel waren völlig unversehrt. Melchior humpelte nahe heran und starrte auf sein Spiegelbild.

Es hätte ihn nicht überrascht, eine Gestalt zu erblicken, die ebenso von Verfall gezeichnet war wie der allergrößte Teil dieses Gebäudes. Aber er sah um keinen Tag gealtert aus. Seine Wangen zeigten eine gesunde Röte und den kräftigen, sonnenbraunen Teint, den er von der italienischen Seite seiner Familie geerbt hatte. Die braunen Locken und der Ziegenbart kringelten sich lebhaft wie eh und je, und seine dunklen Augen blitzten ihm voller Wachheit entgegen.

Nachdenklich fuhr Melchior mit den Fingern über den sauberen Schnitt im Brustteil seines Hemdes und fühlte erneut die glatte, heile Haut über seinem Herzen. Gegen seinen Willen empfand er Bewunderung für den Mann, den er getötet hatte. Meister Ems Magie war in der Tat mächtig gewesen. Wie lange hatte sie ihn gefangen gehalten und die natürliche Uhr seines Körpers stillstehen lassen? Und was würde nun weiter mit ihm geschehen? War er frei, ein normales Leben zu führen? Oder würde seine Brust sich nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden wieder nach der verfluchten Klinge sehnen?

Melchior legte die Hände auf das Spiegelglas und stemmte sich gegen sich selbst, als könne er dadurch Halt finden. „Ich bin Melchior, Graf Constantini von Pertenhein. Ich bin immer noch dreißig

Jahre alt. Ich habe Em getötet. Ich werde auch seinen Zauber besiegen!“

Sein Atem beschlug das Glas und bedächtig zeichnete er mit dem Zeigefinger eine Linie durch den Nebelfleck. Seine Worte waren echt. Er träumte nicht mehr. Er war wahrhaft lebendig.

Gut! Jetzt gab es einige Kleinigkeiten zu tun! Irgendwo in seinem Hinterkopf raunte ein leiser Gedanke Arthurs Namen. Er schob ihn beiseite. Im Augenblick hatte er unmittelbarere Probleme zu lösen. Das der Nahrungsbeschaffung, zum Beispiel.

Im ehemaligen Schlafzimmer des Meisters verging sich Melchior an dessen Kleiderschrank, fand ein unbenutztes Paar Stiefel, hüllte sich in einen warmen Fellmantel und streifte mit einem Lächeln der Genugtuung die weinroten Lederhandschuhe über, die er so oft an den Händen des Zaubermeisters bewundert hatte. Erfreut stellte er fest, dass die Eingangstür des großen Hauptportals sich mühelos aufschließen ließ und kaum klemmte. Er trat entschlossen nach draußen und marschierte über die verschneite Wiese in den Waldstreifen hinein, der das Grundstück von der Außenwelt abschirmte.

Abermals bewies er mehr Stärke als man es einem gewöhnlichen Menschen in dieser Lage zugetraut hätte. Das fremdartige Donnern fiel ihm sofort auf, es lag in der Luft wie eine allgegenwärtige Bedrohung und erinnerte ihn an den Krieg. Aber Melchior zuckte mit keiner Wimper und ging weiter.

Als er aus dem Windschutzgürtel heraustrat und hundert Meter vor sich die Fahrzeuge auf der Autobahn dahinrasen sah, erlaubte er sich nicht einmal eine Sekunde der Verwirrung. Er konnte es sich nicht leisten, der Überwältigung nachzugeben und sich in die Panik absacken zu lassen. Stattdessen analysierte er, was er sah. Er kannte Automobile. Nicht diese Art, nicht in solchen Massen und schon gar nicht in derart halbsbrecherischer Geschwindigkeit. Aber er wusste das Bild vor sich grob einzuordnen und das genügte fürs Erste. Er stapfte über das schneebedeckte Feld darauf zu, stellte fest, dass die Straße bei diesem Höllenverkehr unmöglich zu überqueren war und folgte ihrem Lauf Richtung Westen, wo seiner Erinnerung nach die kleine Ortschaft Saint-Martin lag.

Tatsächlich tauchte sie nach zwei Stunden in einer Senke zwischen den Feldern auf. Aber schon aus der Ferne erkannte Melchior, dass die Häuser dort vorne nichts mehr mit dem Dorf gemein